

Juni 2025

hæfslig

(magazin (für handyfotografie usw.))

03 | DRÜBEN

digitale Textausgabe

Herausgeber*innen:

Lennart Wandsleb

Klara Prautzsch

Gestaltung:

Lennart Wandsleb

Mit Texten von:

Ferenc Liebig

Paula Mauerberger

Karl Hein

Larissa Hilgers

Emily Feldvoss

Carla Lorenz

Miriam Neuber

Leander Beil

Alexander Makowka

Jakob Wehner

Julia Syndram

Jean Pierre Lehmann

Nina Schuh

Raiko Sanchez

Lotti Spieler

Editorial

Liebe Fans des digitalen Lesens! Ende April dieses Jahres wurde unsere dritte Printausgabe DRÜBEN veröffentlicht. Wir sind hoch erfreut über die positive Resonanz zum Projekt und sind jetzt ganz gespannt auf alles, was noch kommt.

DRÜBEN nähert sich mit Handyfotos und ausgewählten Texten auf persönliche, politische und popkulturelle Weise der Nachwendezeit, der innerdeutschen Gegenwart und alten wie neuen Narrativen über Ost und West. Auffällig: Es sind besonders viele Texte entstanden – für uns ein Zeichen, dass dieses Thema nicht nur aktuell ist, sondern auch Raum braucht. Manchmal mehr Raum, als ein kurzer Knipser auf dem Touchscreen ihn geben könnte.

In der Printausgabe konnten wir leider nur einen Bruchteil der eingesendeten Textbeiträge veröffentlichen. Das war unsere Motivation, uns erneut mit den vielen nicht abgedruckten Texten auseinanderzusetzen – die sonst vielleicht ungesehen geblieben wären. Entstanden ist diese digitale, reine Textausgabe des *hæßlig (magazin (für handyfotografie usw.))*.

Die versammelten Texte nähern sich in essayistischer, lyrischer und experimenteller Form den individuellen und kollektiven Erfahrungen von Grenze, Herkunft, Identität und Erinnerung – meist vor dem Hintergrund deutsch-deutscher Geschichte, ost-westlicher Biografien und gesellschaftlicher Bruchlinien.

Die vielfältigen Stimmen und Perspektiven zeigen ganz deutlich: Zwischen *Drüben* und *Hier* liegt nicht nur Vergangenheit – sondern auch eine Gegenwart, über die gesprochen werden will.

Inhalt

FERENC LIEBIG Die Freiheit der Andersdenkenden	6
PAULA MAUERSBERGER ostenandertschechischengrenze //	7
KARL HEIN Wollte, wäre, können	9
LARISSA HILGERS Drüben	13
EMILY FELDVOSS Die Familie	15
CARLA LORENZ die sorge ganz links ist ein schaf	17
MIRIAM NEUBER Drüben	18
LEANDER BEIL karten anlegen	20
ALEXANDER MAKOWKA vogelbeobachtungsturm	21
JAKOB WEHNER Thalschütz	24
JULIA SYDRAM Der stille Senf singt	29

JEAN-PIERRE LEHMANN	
Fabel aus Freyburg	31
NINA SCHUH	
Der Osten, da ist er doch	32
RAIKO SÁNCHEZ	
Heute hier, morgen dort	34
LOTTI SPIELER	
Gras, Gehweg, Gras	38
IMPRESSUM	43

Die Freiheit der Andersdenkenden

Ferenc Liebig

Plötzlich konnte man die Welt bereisen,
aber Freiheit ist nur für jene gut,
die auch frei sein wollen.

Meine Oma war einmal in Ägypten
und wurde beklaut. Danach blieb sie,
wie all die Jahre zuvor in einem Bungalow
an der Ostsee. Nur die von drüben
gingen ihr mächtig auf den Zeiger,
die Angeber, die meinten,
ihnen gehöre die Welt.

Sie wollte doch nur ihre Ruhe und nicht
diese neuen Automarken, die die Parkplätze
am Strand überfüllten.

Ihr Enkel ist mittlerweile
mit einer von drüben zusammen.

Aus Ludwigshafen. BASF usw.

Naserümpfend sagt sie,
nichts ist mehr so,
wie sie es gutgefunden hat.

Man könne schon mal anfangen,
ihr ein Grab zu schaufeln.

ostenandertschechi- schengrenze //

Paula Mauersberger

[szenario: beisammensein unter freund*innen und fremden]

eine unbekannte person spricht mich an
fragt mich woher ich komme

die worte schon zurechtgerückt auf meiner zunge
bevor mein gegenüber die frage beendet hat

sie liegen dort bereit
in ordentlicher reihenfolge

[eine ordentliche reihenfolge
die innerhalb von zwei jahren, seitdem ich weggezogen bin
perfektioniert wurde]

ich blicke zu meiner besten freundin
beidseitiges schmunzeln, weil auch sie diese ordentliche reihenfolge
kennt
und diesen part ohne weiteres übernehmen könnte

ich hole luft

„sagt dir das erzgebirge was?“

meist ein ‚nein‘

„in der nähe von chemnitz“

ein ‚ahh jaa!‘

gepaart mit einem unmerklichen kritischen blick

„jaja, ich weiß, ich weiß“
ein müde lächelnder blick

[im laufe der jahre, habe ich den obligatorischen verteidigungspart
dieser stadt eingekürzt und gehe direkt über in ...]

*... „eigentlich noch weiter im osten
direkt an der tschechischen grenze
15min mit dem auto entfernt“*

„und, gefällt es dir da?“

ich überlege meist
[eine kalkulierte kunstpause]
lächle kurz, obwohl mir die antwort schon längst bekannt ist

um neutral zu bleiben und das gespräch zu enden
sage ich meistens nur

„die landschaft dort ist wunderschön“
und das meine ich so.

Wollte, wäre, können

Karl Hein

Die Vergangenheitsform des Konjunktivs wird im Deutschen durch die Kombination des Konjunktiv II der Hilfsverben „sein“ oder „haben“ mit dem Partizip Perfekt des Hauptverbs gebildet: *Was hätte sein können? Was wäre gewesen, wenn?* Wenn Geschichtsbetrachtung zum Politikum wird, drängen sich solche Fragen in den Vordergrund – insbesondere seit 2015, als offen faschistisch auftretende Kräfte stärker wurden und die Diskussion um die anhaltenden Ungleichheiten seit der Wiedervereinigung wieder lauter wurde. Im Freudentaumel und der Euphorie der sogenannten „Wendejahre“ hätten wohl nur wenige gedacht, dass die Retrospektive auf die deutsche Einheit einmal so kontrovers diskutiert werden würde. Deutschland galt als Symbol des gefallenem Eisernen Vorhangs, die *Süddeutsche Zeitung* frohlockte mit „Deutschland wird wieder eins“, während in anderen ehemaligen Ostblockstaaten zynisch gewitzelt wurde, man bräuchte ebenfalls eine West-Version des eigenen Staates.

Kritische Stimmen über die vollständige Abwicklung der DDR – ihrer Verwaltung, Justiz, Wirtschaft und Kultur – meldeten sich damals nur vereinzelt, hauptsächlich aus dem Osten selbst. Doch auch diese Stimmen verstummten spätestens um die Jahrtausendwende, als durch die Anschläge des 11. September und die Agenda 2010 andere gesellschafts- und sozialpolitische Themen in den Vordergrund rückten. Heute stehen von der physischen Mauer nur noch etwa 1,4 der ursprünglich 1.548 Kilometer – wobei es sich ohnehin nie nur um eine einfache Mauer handelte, sondern um ein komplexes System aus Mauern, Zäunen, Wachtürmen, Sand- und Rasenflächen sowie Selbstschussanlagen. Dennoch lässt sich ihr Verlauf bis heute auf unzähligen Karten einwandfrei nachvollziehen. Trägt man etwa Durch-

schnittsgehälter, Jugendarbeitslosigkeit oder gefühlte Lebensqualität auf einer stummen Deutschlandkarte ein, zeichnet sich die alte innerdeutsche Grenze deutlich ab.

Die Menschen in den sogenannten neuen Bundesländern haben noch immer eine niedrigere durchschnittliche Lebenserwartung, ein höheres Arbeitspensum bei geringerer Entlohnung, mehr Schulabbrecher*innen, eine höhere Jugendarbeitslosigkeit, weniger Millionär*innen und langsames Internet. Immerhin finden sich dort mehr Graffiti und mehr Olympiamedaillengewinner*innen. Auch wenn die Unterrepräsentation ostdeutscher Biografien in Führungsetagen insgesamt rückläufig ist, bleibt sie in zentralen Bereichen wie Wirtschaft, Justiz, Kultur und Medien (hier sogar zunehmend) eklatant – selbst in Ostdeutschland. Das zeigt, dass das Wort „Wiedervereinigung“ nur bedingt zutrifft. Vielmehr wurde die DDR – mit all ihren Strukturen – durch die kapitalistisch geprägte BRD absorbiert, die auf 45 Jahre westdeutsche Erfahrung zurückblicken konnte. Dass dabei jede Idee und Struktur der DDR verworfen wurde, lag für viele auf der Hand: Der berühmte Friedrichstadtpalast sollte abgerissen werden, die DEFA wurde abgewickelt, selbst ökologisch nachhaltige Produkte und Betriebe wurden durch westdeutsche Unternehmen ersetzt.

Es überrascht daher kaum, dass sich aus dieser strukturellen Unterrepräsentation und mangelnden Anerkennung Frustration entwickelt hat. Die ehemaligen DDR-Bürger*innen wurden im Zuge des „Einstampfens“ ihrer Kultur, Verwaltung und Ideologie zu Quasi-Migrant*innen im eigenen Zuhause. Von einem Tag auf den anderen mussten sie ihre sozialen Normen, Gesetze und ihr Wirtschaftssystem aufgeben und wurden zu Bürger*innen eines anderen Staates. In den USA beobachten Soziolog*innen seit Jahren eine verstärkte Migrationsfeindlichkeit bei Menschen mit Migrationshintergrund der zweiten Generation – oft interpretiert als „Das-Boot-ist-voll“-Mentalität. Dieses Phänomen scheint auch einen Teil der Erklärung für fremdenfeindliche Einstellungen in Ostdeutschland zu liefern, obwohl dort im Vergleich weniger Migrant*innen leben. Denn auch die Ost-

deutschen waren – metaphorisch gesprochen – Teil einer früheren Migrationswelle in die BRD, sahen sich ebenfalls systemischer Diskriminierung ausgesetzt und kämpfen bis heute um Anerkennung und Gleichberechtigung.

Daraus resultiert ein Ungerechtigkeitsempfinden, das – wenn auch in seinen politischen Konsequenzen oft fehlgeleitet – durchaus real ist. Dieses Gefühl richtet sich nicht zuletzt gegen Unterstützungsleistungen für Geflüchtete, die ohnehin häufig gering ausfallen, aber dennoch als weiterer Ausdruck der eigenen Nichtbeachtung empfunden werden. All das trägt zur Erklärung für erschreckende Wahlergebnisse in Sachsen, Thüringen, Brandenburg oder bei der Europawahl bei. Umso erstaunlicher ist es, dass die Problematik der unvollständigen Wiedervereinigung in der Ursachenforschung für den Aufstieg der AfD kaum thematisiert wird. Generell fehlt ein breites Bewusstsein für die Ost-West-Thematik – besonders im Westen. So identifizieren sich 49 % der Ostdeutschen als ostdeutsch, während nur 37 % der Westdeutschen ein westdeutsches Identitätsgefühl verspüren. 59 % der Ostdeutschen empfinden die Wiedervereinigung als nicht abgeschlossen – im Westen sind es lediglich 34 %.

Vor allem bei jungen Menschen zeigt sich in Umfragen eine zunehmende Unkenntnis über diese Thematik – meist mangels eigener Erfahrung. Fast scheint es, als sei mit der „Generation Merkel“, die mit einer Ostdeutschen als mächtigster Frau im Land aufwuchs, vor allem im Westen der Eindruck entstanden, die Einheit sei vollendet. Häufig hört man von westdeutschen Studierenden, das Thema könne man doch nun endlich ruhen lassen. Dabei entsteht gerade eine Generation, in der es zwar weiterhin signifikante Unterschiede in politischer Mentalität, Reichtum, Chancen und Infrastruktur zwischen Ost und West gibt – aber kaum noch ein Bewusstsein dafür, warum. Eine historische und gesellschaftliche Einordnung fehlt.

Natürlich sind eine „Mauer in den Köpfen“, das Verherrlichen einer Diktatur, die ihre eigenen Bürger ausspähte, oder pauschaler Hass

auf Ost- oder Westdeutsche aufgrund übersteigter Zugehörigkeitsgefühle nicht zielführend – und keinesfalls Ziel dieser Ausführungen. Aber um aktuelle politische Dynamiken wirklich verstehen zu können, müssen wir einen kritischen Bezug zur Vergangenheit beibehalten. Ein verantwortungsbewusster Umgang mit Geschichte, ausgewogene Aufklärung und gründliche Bildung über die jüngere deutsche Geschichte sind essenziell – gerade um Ressentiments abzubauen und den Wiedervereinigungsprozess doch noch gerechter zu gestalten. Auch bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit wurden viele Chancen versäumt, und die Generation der Zeitzeug*innen lebt nicht mehr lange. Umso wichtiger ist ein reflektierter Umgang mit der deutsch-deutschen Teilung und ihrem Ende. Noch heute leben viele Menschen, die diese Zeit selbst erlebt haben. Anstatt sie pauschal als „Nazi-Ossis“ oder Ähnliches abzustempeln, sollten wir ihnen zuhören und aus ihren Erfahrungen lernen.

Der Konjunktiv der Zukunft wird im Deutschen übrigens mit der Konjunktivform von „werden“ und dem Infinitiv des Verbs gebildet: *Es würde so viel besser gehen.* Klingt zwar etwas sperrig, sollte uns aber nicht davon abhalten, die darin liegende Möglichkeit ernst zu nehmen – die Möglichkeit, Fehler nicht zu wiederholen oder sich gar zu verfestigen.

Drüben

Larissa Hilgers

Mein Blick
durch das Kaleidoskop
erspäht die tausenden, tausenden, tausend Facetten
der Welt
Sie schimmern im Frühlingsabend
WO

BIST

DU

SO LANGE

GEWESEN?

Meine Fühler
flimmern wild
als mein kleiner Chitin-Körper sich vom Boden löst
und in deiner Handfläche landet

DU

REISST

MIR

Schmerz erfüllt mein Sein
und durch meine tausend Kaleidoskopaugen
Sehe ich
wie du die zarten, durchsichtigen Tropfen
an den Mund hebst und sie darin verschwinden.

JETZT

GEHÖRST

DU

MIR.

Starre statt Schmerz

Mein letzter Blick zum Himmel

und ich denke:

Wäre ich doch nie über den Zaun geflogen.

Die Familie

Emily Feldvoss

Manchmal, wenn ich auf die zerrüttete Ehe meiner Eltern zurückschaue, bin ich traurig. Ich frage mich, was sich die Amerikanerin dabei gedacht hat, als sie meine Eltern einander vorstellte. Sie waren beide aus Deutschland, das war wohl das verbindende Element. Warum hat sie nicht daran gedacht, dass sie nicht zueinander passen können?

Sie trafen sich am Schwimmbecken, eine weitere Gemeinsamkeit. Meine Mutter hatte das Glück, nach der Wende ein Stipendium für eine Universität in Florida zu bekommen. Nachdem ihr abgeschlossenes Studium in Berlin nicht anerkannt wurde, war das ein lang ersehnter Neuanfang. Sie muss sich endlich frei gefühlt haben. Mein Vater hatte nach seiner Promotion in Deutschland eine Lehrstelle an der gleichen Universität bekommen. Hatte er auch das Gefühl, sich befreit zu haben?

War es ihr peinlich, dass sie schon so alt war im Vergleich zu ihren Kommilitonen? Sie hatte Englisch in den ersten Monaten nebenbei gelernt, aber es blieb der dicke Akzent. Es war schön, dieses Sprachmerkmal mit jemandem zu teilen. Im Englischen waren sie gleich. Er hat Englisch natürlich schon in der Grundschule gelernt. Sie verstanden sich im Deutschen aber nicht. Der Dialekt meiner Mutter war rau, seins war steif. Das erste Zeichen der Inkompatibilität. Solche Unterschiede sind nur zu Beginn aufregend.

Irgendwie hat es doch länger gehalten. Meine Mutter wurde schwanger. An einem windigen Herbsttag heirateten meine Eltern am Strand von Florida. Nur ihre Eltern waren gekommen. Sie verstanden sich von Anfang an nicht. Schließlich waren sie anders erzogen.

Ich erinnere mich an den Tod meines Großvaters. Meine Oma ging plötzlich arbeiten. Mein Vater verstand nicht, warum seine Mut-

ter das tat. Sie hatte es nicht nötig, sie war doch gut ausgestattet: Das Haus war abbezahlt, die Witwenrente war mehr als ausreichend für eine Person. Das erhöhte die Spannungen in der Familie. Die eine Oma sah nicht ein, dass die andere nicht schon vorher gearbeitet hat. Als Frau muss man auf eigenen Beinen stehen können. Sie arbeitete für die Stadt, weshalb sie zum Glück nach der Wende ihren Job behalten konnte. Das ernährte lange die Familie meiner Mutter. Was sie eigentlich nicht verstand, war, dass die Frauen auf der anderen Seite früher die Erlaubnis ihrer Ehemänner brauchten, um zu arbeiten – dass man zu Lebzeiten da nicht rauskommt. Meine Eltern stritten sich oft darüber. War meine Mutter deshalb so unglücklich, als sie sich zuhause um uns Kinder gekümmert hat?

Meine Eltern haben versucht, ein Leben aufzubauen, als sie nach Deutschland zurückkehrten. Irgendwie hat es nie geklappt. Sie zogen viel um, vermieden, was doch schon längst klar war: Etwas, was nicht zusammenpasst, hat nirgends eine Zukunft. Sie landeten irgendwann wieder in Florida, vielleicht um sich an die gute alte Zeit zu erinnern. Sie redeten nur aneinander vorbei.

Ich erinnere mich an das erste böse Wort, das ich gelernt habe: „Wessischwein“. Für mich war das lange ein ganz normales Schimpfwort. In Deutschland darf man das aber nicht sagen, weil die BRD gewonnen hat. Das verstehe ich nicht. In meiner Familie haben alle verloren. Meine Mutter ist tot, mein Vater todtraurig. Und ich bin eine Abnormalität – zu ost für den Westen, zu west für den Osten.

Warum hat ihnen niemand gesagt, dass es okay ist, dass man aus der gleichen Nation kommt und doch nicht zueinander passt? Sie hätten ohne einander eine Chance auf Glück gehabt.

die sorge ganz links ist ein schaf

Carla Lorenz

das bodendrehen die grenze
am abend
weiß zu
braun
außen zu
innen karton
boden
muss
gewendet
werden

das schaf umarmen wollen

Drüben

Miriam Neuber

Ich versinke im weichen Polster des halb durchgesessenen Sofas und schaue nach drüben. Nicht nach drüben zur Wand, an der ein kleines Bild hängt. Nein. Richtig nach drüben. Durchs Fenster gegenüber, in die Ferne, über graue Straßen, verschwimmende Konturen der Bäume und dunkelgrüne Wäldergrenzen. Nach drüben.

Dort war die Grenze und dort scheint sie noch immer zu sein. Als unsichtbarer Vorhang oder vielleicht immer noch als gläserne, unüberwindbare Hürde, gegen die man prallen würde, wenn man sich ihr zu schnell oder gar unbedacht nähert? Könnte man kilometerweit einfach nur an ihr entlanggehen, sich leiten lassen? Was würde ich sehen, wen würde ich auf dieser Wanderung treffen? Wie würde sich der Boden unter meinen Füßen verändern? Wäre das Gras an manchen Stellen saftig-grüner oder könnte ich irgendwo schon trockenen Sand erahnen? Würden mir Tierchen über den Weg laufen, mich vielleicht sogar ein Stück lang auf hopsenden Schritten begleiten? Und wäre die Wand für sie ebenso präsent wie für mich, oder könnten sie ohne auch nur den Hauch eines Gedankens daran zu verschwenden, einfach ihre Pfötchen oder Krallen darüber hinwegsetzen und frei laufen.

In ein weites Feld, das mit seicht wogender, gelb-ockerer Gerste bewachsen ist und den Blick durch seine konstante, wellenartige Bewegung bannt? Das sind Fragen, die ich mir nur beantworten kann, wenn ich den ersten Schritt mache und aufstehe, an die glasklare Scheibe des Fenster trete und die Umgebung mit meinem Blick wachsam abtaste, wie ein Blinder, der Brailleschrift liest.

Nichts hält mich auf, denn das Drüben ist zwar immer noch ein nebulöses Wort, doch längst entzaubert, nicht mehr so sagenumwoben wie noch vor einigen Jahren. Der Zahn der Zeit hat seinen Dienst

getan, tagein tagaus hat er die Bedeutung geschliffen, das Wort mit dünnen, hellgrauen Spinnennetzen aus Zeit und Vergessen bedeckt, festgesteckt. Drüben ist nun so viel mehr, kann erfahren werden, mit nur ein paar Schritten hinaus aus dem eigenen Kokon des Alltags.

| karten anlegen |

Leander Beil

angenehmer ist es mit der maschine wüstung für wüstung
die katastrierung der brachlage dann den staubgehalt messen

die beleuchtungsstärke die farbwerte von oberflächen
dort drüben nach abschließender qualitätsprüfung werden

die reste für den transport verladen es ist ein sachverhalt mit
raumbezug die parzellatmung der anwohner dort drüben und

ihr jenseits als entprechung allgemein mag ich das gefühl
einen wichtigen job zu haben karten anlegen gründe ins grundbuch

schreiben der gemarkung ins mark

*sagt ein Ingenieur in einem Video namens Mega Machines
TAMING MECHANICAL GIANTS.*

vogelbeobachtungs- turm

Alexander Makowka

die lange achse
eines streitwagens
ragt aus dem see
sein rad frei drehend

bis erste brutanwärter
stöcker steckten
zwischen die speichen

adler - kopf der standarte
setzte sich durch

::

zur beobachtung ein turm
garnison und grenze
zur untergegangenen welt
land vor unserer zeit

spartanische architektur
kriegerisch im vergleich
aussichtsloses warten
das gegenteil ist der fall

::

ich bezog den posten freiwillig
bildungsbürger gerüstet

die welt zu verstehen
bloß augen kommen nicht weit

ellenlange objektive
sind meine sache nicht
hostil in der handhabung
wir sind hier in brandenburg

::

auf die begehrten
objekte gerichtet
wenn abgelichtet
zum leben erweckt

in der dunkelkammer
nachbehandelt
am grünen tisch
die wiese gemieden

::

vögel als eindringlinge
wir fürchten ihr fortsein

kulturfolge vergeblich
eher schwinden sie ganz

::

ein graben trennt den turm
vom wasser, per feldstecher
will ich in see stechen
darin die achse steckt

der adler im anflug
würde nie verfehlen
hielt das rad der zeit
vor langem an

geht fast unter im bauch
der burg, ich habe ihn im auge
will sein auge sein
im zentrum aller vögel

Thalschütz

Jakob Wehner

Ich komme dich besuchen, weil wir das schon immer so machen. Also nicht nur deswegen, es ist auch eigentlich jedes Mal schön, ich genieße das. Die Fahrt vorbei an den gelben Feldern voller Getreide, entlang an den einzelstehenden Häusern und den Bahnhöfen, die kaputt und besprüht trotzdem immer noch ihre Funktion erfüllen. Bei dir ist es immer anders als dort, wo ich mich sonst aufhalte. Dieses kleine Dorf in Sachsen-Anhalt, der Provinzbahnhof zwei Orte weiter, die Fahrradfahrt vorbei an dem Neonazi-Boxclub „Bloodhound“ und dem Eisenbahnmuseum, bei dem ich mich immer frage, wie es sich hält. Du erklärst mir, dass es gerade erst vom Landkreis bezuschusst wurde und obwohl ich mich wirklich nicht für Züge interessiere, freut mich das irgendwie, denn ohne das Eisenbahnmuseum wäre der Ort mit dem Provinzbahnhof auch nicht derselbe und noch leerer und dann würde auch das kulturelle Gegengewicht zum Neonaziboxclub „Bloodhound“ fehlen. Früher war ich immer das vorletzte Ferienwochenende hier, nicht das erste oder das letzte, immer das vorletzte. Warum weiß ich auch nicht mehr, das hat sich so ergeben und ehe man sich versieht, hat man wohl eine sogenannte Tradition. Ein Wort, das so uncool klingt, dass ich glaube, dass es die letzte Bastion gegen die ironischen Hipsterwellen sind, die auch versuchen die kurzen Caro-Hemden und Hosenträger aus dem Schrank ihrer Großeltern wieder modern zu machen. Du sagst, dass du das nicht findest und Traditionen ja nicht per se schlecht sind, außerdem solle jeder das tragen, worauf er Bock hat. Natürlich stimme ich dir eigentlich zu, aber das sage ich nicht, sondern bin aus Tradition dagegen, das muss so sein. Jetzt ist auf jeden Fall nicht die vorletzte Ferienwoche, weil wir seit inzwischen sechs Jahren keine Sommerferien mehr haben und das Wort damit ein abgeschlossener Raum in meiner Erinne-

rung ist, der zwangsläufig immer nach Ostseestrand, dem Harz, den Alpen und eben auch diesem kleinen Dorf in Sachsen-Anhalt schmecken wird. Wir sitzen auf der großen hölzernen Terrasse unter der grün-verzweigten Weinpflanze. Ich habe mein Kopf in den Nacken gelegt, während wir uns unterhalten. Ich blinzele in die Sonne. Das Licht kommt mir hier immer ein wenig anders vor als in der Stadt. Der Himmel leuchtet in einem Blau, das aussieht wie von einer Fotografie aus den 70er Jahren, irgendwie vergilbt, ohne dass ich genau sagen kann, woher dieser Eindruck kommt. Ich höre den Spott aus deinen Worten, als du sagst, wir Städter würden uns zu leicht von solchen Sachen wie ein paar Pflanzen und Backsteinhäusern vor Feldern beeindrucken lassen und würden dann immer so tun, als wären wir die Ersten, die das entdeckt hätten. Ich verstehe schon, was du meinst, kann dir aber auch nicht so richtig zustimmen, deswegen mache ich irgendeinen Witz auf meine Kosten und du lachst und ich lache und dann ist dieser leichte Riss, in dem bisher souveränen Ablauf des sich gegenseitig wieder Abtastens, geschlossen. Meine Finger kratzen unbewusst an dem abblätternden Nagellack auf meiner linken Hand, der mir gar nicht mehr aufgefallen wäre, wenn deine Blicke nicht die ganze Zeit wieder zu ihnen wandern würden. Kurz herrscht Stille. Du fragst, was dieses Jahr so ging und ich muss kurz überlegen. Ich erzähle von der Trennung und du sagst, dass es dir leidtut. Ich sage es passt schon und meine das auch so. Um vom Thema abzulenken, weil solche Gespräche noch nie unsere große Stärke waren, erzähle ich von dem Wanderurlaub in Albanien vor ein paar Wochen. Von der Busfahrt, die wir in bar bezahlt haben, dem Aufstieg in die Berge, der ersten Nacht im Zelt. Ich erzähle von der Hütte eines Mannes, der sich drei Kugeln für einen Krieg gefangen hat, von dem wir noch nie gehört hatten. Wie er sich bei uns bedankte für die Hilfe damals und wie er dann jedem von uns eine Dose Bier reichte. Du hörst stumm zu und stellst nur manchmal Fragen. Im Glas auf dem Holztisch zwischen uns verfängt sich eine Wespe in der zuckrigen Flüssigkeit und aus dem Augenwinkel bekomme ich mit, wie sie sich gerade noch retten kann. Als ich fertig bin, frage ich dich, wie es dir geht und du antwortest, was ich erwartet habe, nämlich, dass du

nicht darüber reden willst. Deine Mutter tritt aus der Tür zur Terrasse und fragt, ob wir etwas Kuchen wollen, worauf du meinst, wir würden erstmal etwas in den Pool gehen und später dann essen.

Der Pool liegt, seit ich mich erinnern kann, direkt neben dem Gemüsebeet mit den Laufenten. Das kam mir immer etwas seltsam vor, aber deine Mutter erklärte uns einmal, dass die Enten die Reinigungsmittel im Wasser sowieso nicht mögen würden, deswegen bräuchten wir uns keine Sorgen zu machen. Das chlorblaue Plastebecken bildet immer einen Kontrast zum Rest des Grundstücks, das vermutlich auch schon zu Zeiten des Urgroßvaters, der das Haus erbaute, so verwachsen und zeitlos aussah. Der Pool hingegen wirkt modern und dadurch etwas unpassend, aber nicht fehl am Platz. Wir spielen das eine Spiel, das wir immer in diesem Pool spielen und das man auch nirgendwo sonst genauso spielen kann. Dabei muss einer von uns beiden untertauchen und bis zehn zählen. Danach muss er blind die andere Person suchen, die sich nur auf einem ausgewählten Bereich zwischen den Poolkanten und dem Beckenaufgang bewegen darf, solange bis er angetippt wird. Das Wasser tut gut bei der Hitze und wir bleiben länger, als es gesund für unsere Haut wäre, und dann denke ich darüber nach, dass ich diesen Gedanken vor sechs Jahren vermutlich noch nicht gehabt hätte. Der Kuchen schmeckt nach meiner Sommer-Playlist.

Als es später am Nachmittag wird, laufen wir noch einmal eine Runde durch das Dorf. Wir laufen in der Mitte der aufgewärmten Straße, du trägst Flip-Flops und ich meine abgetragenen Sneaker. Außer uns ist keiner unterwegs. Ich merke wieder an, dass es mir irgendwie ausgestorben vorkommt und du sagst etwas zu schnell, dass nicht jeder an einem zufälligen Donnerstag einfach frei haben kann. Ich rutsche wiederum etwas zu schnell in eine Verteidigungsposition, in die ich mich gar nicht bewegen wollte. Trotzdem sage ich, dass das mit dem Studium halt so ist und nicht jeder den Hof seiner Eltern erben wird. Irgendwie kam das schärfer raus, als ich das wollte, weil du vermutlich zurecht wütend zurückschießt, dass das überhaupt nichts mit

dem Thema zu tun habe, sondern der Punkt sei, dass unsere Generation überhaupt keine Arbeitsmoral mehr hätte und unsere Felder sterben würden, während ganz Berlin in Hafermilch trinkenden Medienstudenten ertrinkt. Auch an dieser Aussage könnte ich bestimmt in einem anderen Moment zustimmende Punkte finden, aber der Ton, mit dem du redest, verfestigt etwas unbestimmt Hartes in mir, deswegen meinte ich nur, dass das ja toxisch maskuliner Quatsch sei. Ich weiß genau, was ich mit diesen Worten auslöse, aber obwohl die ältere Dame, die uns gerade grüßend entgegengelassen ist, sich zu uns umdreht, ist es mir in diesem Moment egal. Das sei wieder so typisch, fährst du mich an, und dann streiten wir uns und du schreist mich an, dass es gar kein Patriarchat gäbe, und ich schreie dich an, dass du die Augen vor der Wahrheit verschließt. Es geht um Genderverbote und Bauernproteste und dann um alte Wunden von Menschen, die uns damals aufgezogen haben. Wir sind übersehene Schicksale, meinst du, im Stich gelassene Generationen, wenn dir seit Jahren jemand verspricht, dass es besser wird und dann alles bleibt wie immer, dann bleibt da nicht viel. Weil ich würde das nicht sehen, ausblutende Landstriche, eingehende Dörfer, ich müsse da nicht leben, ich sitze da drüben und schiebe mir vegane Buddha-Bowls rein. Ich will dich unterbrechen, weil das Ganze, auch wenn ich nicht mehr hier lebe, irgendwo noch meine Geschichte ist, aber du unterbrichst mich und redest immer weiter.

Es geht um Elitenbildung und Armut und dann geht es vermutlich auch gar nicht darum, sondern vielleicht darum, dass ich nur einmal im Jahr hier bin, aber das sagst du nicht, vielleicht auch nur weil du nie gelernt hast, sowas sagen zu können, und dann denke ich, dass das möglicherweise auch überinterpretiert ist. Du schreist ein letztes Mal, dass wenn alle wie ich wären, diese Gesellschaft komplett am Arsch wäre, und dann sind wir kurz stumm und angepisst. Die Straße liegt ruhig da, irgendwo bellt ein Hund. Wir laufen schweigend nebeneinander her. Du fragst, ob wir noch eine Runde Fußball auf dem Feld hinter dem Beet spielen wollen. Ich nicke und ärgere mich, dass am Ende das Ganze hier vermutlich mehr mit Deutschland zu tun hat, als wir zugeben würden. Der Himmel färbt sich von oben fließend

dunkelblau.

Als ich dieses Jahr wegfahre, bringst du mich zum Bahnhof und wir umarmen uns etwas ungelentk, weil wir das auch nie so ganz gekonnt haben und ein wenig von dem, was man die ersten 16 Jahre lernt, bekommt man später immer noch schwierig raus. Du sagst mir, du freust dich auf nächstes Jahr. Ich sage nichts und steige in die Bahn und du winkst, und ich fahre aus dem Provinzbahnhof wieder in die Stadt. Das erste Mal überlege ich, ob ich wirklich nächstes Jahr wiederkommen werde, und der Gedanke erschreckt mich und tut etwas weh, aber als ich aus dem Fenster schaue und die Felder sich langsam wieder in Häuseransammlungen verwandeln, denke ich, dass es auch okay ist. Ich mache mein Internet an und suche, wo es in meiner Stadt das nächste Eisenbahnmuseum gibt.

Der stille Senf singt

Julia Syndram

Du hast eingelegten Senf zwischen den Zähnen hängen.

Er windet sich zwischen Lippen und Zahnfleisch wie Seetang. Während du da was nuschelst über kulinarische Reisen und fermentiertes Essen. Der Senf ist salzig und zäh. Ich beiße lustlos darauf rum, hoffentlich kann meine Mimik die Enttäuschung überspielen.

Mir hätte Pasta gereicht, selbst gegen Kartoffelstampf ist nichts zu sagen. Aber wenn du einlädst, dann muss es exotisch, muss es anders sein. Japanischer eingelegter Senf ist da wohl die neueste Obskurität, die du auf TikTok für dich entdeckt hast. Er kräuselt sich an deinem gebleichten Weiß, als du über den Rechtsruck im Osten loslegst. Das allbekannte Thema, altbekannte Problem. Ich bin damit aufgewachsen, hab die ekelhaften Sprüche wie Hintergrundrauschen in der Wiege gehört.

Du bist zugezogen, da hat die Brutalität der Sprache noch ihre eigene Magie. Kennt man so nicht in gepflegten Eigenheimen, in denen du mit all dem Lego und Playmobil dieser Welt gespielt hast.

War trotzdem da, nur unsichtbar wie dein Senf, bis man mal wirklich unter sich war. Verpackt in kleine Witze und Beschwerden über laute Nachbarn wurde er beim Grillen rausgespuckt. Erzählte allen, man wählt schwarz, obwohl es am Ende doch blau war. Im Stillen kann der braune Sumpf auch gut gedeihen. Ja, rechte Ideologie gibt es überall, aber das brauch ich dir ja nicht zu erzählen, da verdrehst du eh nur die Augen.

Die rechte Gewalt aus Solingen und Hanau, der NSU in Dortmund, Hamburg, Nürnberg, Kassel oder München, so weit weg von Privatschulen und Ballettkursen, das war nie Alltag für dich. Genauso wenig wie der Protest, den Menschen wie ich an Familientischen und in Straßenbahnen vollzogen.

Was nicht in der Tagesschau kommt, ist halt nicht wichtig. Zumindest nicht für deine gedeckte Tafel, schön bestückt mit all dem Feinen, Verzehrbareren dieser Welt. Aufgereiht, als würden sie den Farbgesetzen des Feng-Shui folgen. In der Kultiviertheit gibt es kein Braun, nur Primärfarben. In der Kultiviertheit ist man moralisch überlegen, vergisst die eigene Blindheit, mit der die Welt hübsch und in Ordnung bleibt.

Wo kommt das nur her und wo soll das nur enden, die stille Hymne dieses Abends.

Wir schütteln im Takt den Kopf zu ihr. Der Senf wippt mit, tanzt wie die Nereiden zwischen deinen Zähnen. Welch Lieder würde er wohl anstimmen, wenn er könnte?

Von Globalisierung und Ausbeutung vielleicht? Von all den Händen, braungebrannt und voller Schwielen, die ihn in ewigen Ketten zu dir schickten? Von all ihren Klagen und Sorgen, die still blieben. Weil auch für sie kein Platz in 15 Minuten Tagesschau bleibt.

Ein weiterer tropfender Strang gleitet durch deine Lippen. Mit ihm stimmst du neue Themen an. Von anstehenden Urlauben in Peru und zu kaufenden Wohnungen singst du nun. Entfernte Welten, über die ich so wenig weiß wie das fermentierte Japan.

Klein sitze ich da, zwischen Mid-Century-Möbeln, abstrakten Bildern und überquellenden

Blumenkübeln. Klein werde ich bleiben, bis du wieder weiterziehst.

„Der Osten“ nur

Durchreisestation in deinem LinkedIn-Leben. Der Senf wird bleiben, auf feiner Keramik.

In Plastik wird er auch mich begleiten. Gelb und sämig. Bautzner Senf verfängt sich nicht zwischen den Zähnen. Wird gut durchgekaut auf weißen Plastikstühlen, während wir rätseln, wo es nun hingehen sollen. Wo der Osten doch blau und braun bleiben wird. Wo der kleine Protest nur klein bleibt.

Und dann werde ich still meine Hymnen singen, während du dich im Takt zu Stuck und all deinen Achievements wiegst.

Fabel aus Freyburg

Jean-Pierre Lehmann

Am Burghang steh'n zwei Bäume dicht an dicht,
Zusammen sah'n als Sprosse sie das Licht
Und teilen sich seither denselben Grund:
Sie sind nach Zeit mal kahl, mal grün, mal bunt;
Nur niemals war ihr Wachstum streng nach Maß.
Sie stritten auch, erst war es dies, dann das.
So hielten sie sich voneinander fern
Und wuchsen in gekehrter Richtung fort.
Am Ende, nun ... sie hatten sich zu gern
Und sprossen rasch zurück zum Ursprungsort.
Auf diesem Weg ging's Jahr für Jahr voran,
Jetzt sind die zwei umwunden, Stamm um Stamm.
Sie zeigen uns in ihrer festen Form:
*Die Liebe lebt nicht nur an schönen Tagen,
Bloß wichtig ist, sich wieder zu vertragen –
Verwindung ist im Lebenslauf die Norm.*

Der Osten, da ist er doch

Nina Schuh

Wenn sich die Weihnachtsmänner auf Simson und Trabbi auf dem
Domplatz treffen,
wenn einer Rotkäppchensekt zu Silvester mitbringt,
wenn es zum Jägerschnitzel wieder Nudeln mit Tomatensoße gibt,
wenn an der verlassenen Industriehalle vorbeifahre, die noch keinen
neuen Zweck gefunden hat,

wenn ich von den Erwachsenen Ninuchka genannt werde,
wenn es mehr Wohnungen als Arbeitsplätze gibt,
wenn bei "weil heute dein Geburtstag ist" mitgesungen werden kann,
wenn es einen Karl-Marx-Platz, Moskauer Straße und Juri-Gagarin
Ring gibt,

wenn im Kindergarten der "Traumzauberbaum" gehört wird,
wenn Oma und Opa am Wochenende auf die Dacha fahren,
wenn bei der langen Schlange bei der Post "also ich hab' meine Ba-
nanen schon" gerufen wird,
wenn Opa beim Kaffee erzählt welche Karrieren durch das neue Sys-
tem zerstört wurden,

wenn der Hausmeister den Polylux repariert,
wenn es in der Kaufhalle Quarkkeulchen gibt,
wenn die Klimaschützer auch bei der Antifa sind,
wenn auf die Frage "wie geht's" ein "muss ja" geantwortet wird,

wenn ich in Mosaikheften blättern kann,
wenn Oma vergleicht, wie viel Mark die Butter gekostet hat,
wenn die Vermieter in München wohnen,

wenn ich wieder überlege, wen die Person neben mir in der Bahn wohl gewählt hat,

wenn ich aufhöre auf die Unterschiede zu schauen,
wenn ich nicht mich mehr in der Unterzahl fühle,
wenn ich wieder von Widersprüchen umgeben bin,
wenn ich mich wieder zuhause fühle,
dann bin ich wieder im Osten.

Erwachsenwerden hieß für mich erkennen: den Osten, den gibt es noch.

Er ist nicht gut, er ist nicht schlecht, er ist halt da.

Ein Teil von mir, ein Teil von dir, ein Teil von uns.

Und jetzt, wo ich ihn sehen kann, kann ich von ihm erzählen.

Heute hier, morgen dort

Raiko Sánchez

Als ich 11 Jahre alt war, überraschte mich nach dem Schulunterricht ein Fernsehteam des MDR. Auf dem Weg zu mir nach Hause wurde ich mit der Wirklichkeit konfrontiert, dass ich mich gerade bei einer Aufzeichnung der Sendung „Mach dich ran“ befinde. Als Kind, das zwar viel Fernsehen konsumierte, hatte ich trotzdem keinen Schimmer, was das zu bedeuten hatte. Alles, was ich in diesem Moment begreifen konnte, war, dass ich mich in einer unausweichlichen Situation befinde, aus der es fürs Erste kein Entkommen gab. Nachdem wir einige Sequenzen aufgenommen hatten, in denen beispielsweise meine Mutter und ich bei unseren Nachbarinnen klingelten, diese die Tür öffneten und uns begrüßten – und umgekehrt –, war die erste von vielen Szenen im Kasten, und ich befand mich inmitten eines viel zu kleinen Wohnzimmers wieder. Eine freundliche, männliche Stimme fragte mich, wie ich mich fühle und ob ich eine Ahnung hätte, was vor sich geht. Während mein inneres Ich um Worte rang und mit der Situation vollkommen überfordert schien, blickte mein äußeres Ich abwechselnd zu meiner Mutter, dann zu den befreundeten Nachbarinnen, zu dem Mann mit dem Mikro und wieder zurück. Nach einem zögerlichen „Nein“ begann das Blickspiel wieder von vorn. Nur dieses Mal war es der Mann mit dem Mikro, der mit leicht zugekniffenen Augen zu mir und meiner Mutter, dann zu den Nachbarinnen und letztlich in die auf uns gerichtete Kamera schaute, um mich und die künftigen Zuschauerinnen endlich aus der Unwissenheit zu befreien. Und so erfuhr ich, dass meine Nachbar*innen, Egon und Christine, ihn, den Moderator Hendrik Petzold, angeschrieben hatten, um mit seiner Unterstützung meinen in Kuba lebenden Vater ausfindig zu machen und mir die Möglichkeit zu geben, ihn zu besuchen. Ergo: ihn (das erste Mal wieder) zu sehen.

Jetzt, nach all den Jahren, blicke ich mit meinem inneren Auge auf die Situation zurück und sehe ein Kind, dessen gegensätzliche Ich-Atome wie in einer Kernschmelze kollidieren. Die Wucht der Explosion spiegelte sich in seinem fröhlich(?) verkrampften Gesicht wider, das sich unwillkürlich zur Mutter wandte. Sie schaute mit einem unsicheren Lächeln in die Augen des Kindes, als wollte sie Halt geben, obwohl sie selbst unsicher war. Aus heutiger Sicht frage ich mich, wie es ihr wohl dabei ging, zu realisieren, meinen Vater nach all den vielen Jahren wiederzusehen.

Laut den Erzählungen meiner Mutter war er ihre erste große Liebe, ihr „Jesús“. In den frühen 80er-Jahren kam er, wie viele andere auch, als Gastarbeiter in die damalige DDR, um dem Bruderstaat beim wirtschaftlichen Wachstum zu verhelfen. Die staatliche Einladung, damals als sozialistische Solidarität verkauft, war auch eine Möglichkeit, das abgeschottete Kuba auf legalem Wege zu verlassen. Für ihn bedeutete die DDR eine Perspektive, die er auf dem „grünen Kaiman“ nicht finden konnte: Arbeit, Geld und vielleicht eine andere Zukunft. Die DDR selbst war ein Raum des Dazwischen: Für wenige war sie eine gelebte Utopie, für die meisten ein Käfig. Ihre Grenzen waren nicht nur physisch, sondern auch ideologisch. Doch diese Grenzen, so massiv sie auch waren, schufen immer wieder neue Verbindungen – auch jene, die zu meiner Existenz führten. Kinder wie ich, Produkte von Begegnungen über gesellschaftliche und geografische Grenzen hinweg, gibt es viele. Nicht nur die DDR hat etliche hervorgebracht, sondern auch die „Bonner Republik“, wo ähnliche Geschichten, aber unter anderen Vorzeichen, geschrieben wurden.

Drüben(?!)

Die DDR war ein Staat, der seine Bürger*innen nicht nur räumlich, sondern auch mental von der Außenwelt abgrenzte. Für diejenigen, die diese Erfahrung nicht selbst gemacht haben, mag ein Besuch auf Kuba eine Ahnung davon vermitteln, wie es sich anfühlt, innerhalb eines solchen Systems zu leben: Isolation, Gleichschritt und die

strikte Begrenzung des Möglichen – das sind Erfahrungen, die Menschen nicht nur prägen, sondern auch bis heute trennen. In meiner Familie zeigt sich das deutlich. Über die letzten Jahrzehnte hat sich der kubanische Teil in alle Himmelsrichtungen verstreut. Einige leben heute in den USA, andere in Europa. Die alten Bindungen bestehen noch, doch sie sind fragmentiert – jede Entscheidung, jedes „Exil“ hat einen neuen Blickwinkel geschaffen. Die Tante, die in Miami lebt, sieht Kuba mit anderen Augen als die Cousine auf Sizilien, und beide schauen unterschiedlich auf das Leben der jeweils anderen.

In einer Zeit neuer Migrationen und neuer Grenzziehungen erscheint mir der Begriff „drüben“ (zumindest aus mitteleuropäischer Sicht) vielschichtiger denn je. Vor der Wiedervereinigung war „Drüben“ ein konkreter Ort, ein geografischer Punkt, der durch Mauer und Stacheldraht definiert wurde. In der heutigen Übersetzung entspricht es eher einem Umstand. Es ist dort, wo man nicht ist. Es ist eine Perspektive, die fluide ist. Oft frage ich mich, wie sich mein Leben verlaufen wäre, wenn mein Vater in Deutschland hätte bleiben dürfen? Ob ich heute ein anderer Mensch wäre? Wahrscheinlich. Aber vielleicht auch nicht. Als Kind empfand ich die Abwesenheit meines Vaters vor allem als Verlust. Er war ein fehlendes Stück in einer Geschichte, die ich nicht vollständig begreifen konnte. Rückblickend wird jedoch deutlich, dass gerade dieser Verlust meine Sicht auf die Welt geprägt hat. Er hat meinen Horizont erweitert und mir gezeigt, dass Nähe und Distanz – vor allem die physische – keine festen Zustände sind. Ich habe mich meinem Vater selbst dann nahe gefühlt, wenn ich als kleiner Junge „nur“ eine Postkarte von ihm im Briefkasten hatte. Und heute ist es ähnlich, wenn eine WhatsApp-Nachricht von ihm auf meinem Handy-Display aufblinkt. Nähe und Distanz sind immer Teil eines größeren Zusammenhangs, der sich ständig verändert und immer wieder neu interpretiert werden muss.

Wir leben in einer Welt, die sich täglich neu vernetzt. Das Konzept von „Drüben“ beschreibt nicht mehr nur einen physischen Ort – ein „Hier“ und „Dort“ –, sondern auch die Verbindungen, die zwischen

diesen Orten bestehen. Dank des Internets sind die Entfernungen, die früher unüberwindbar schienen, oft nur noch symbolisch. Daten, Worte und Bilder überwinden Meere und Gebirge, politische Systeme und gesellschaftliche Barrieren in Sekunden. „Drüben“ ist nicht länger ein fixer Punkt, sondern ein Zustand, der sich je nach Perspektive verschiebt.

Vor einigen Jahren las ich das Buch MOVE von Parag Khanna. Darin beschreibt er eine Welt, in der die Menschheit aufgrund des Klimawandels, geopolitischer Krisen und neuer Technologien gezwungen sein wird, sich neu zu organisieren. Migration wird, so seine These, weniger Ausnahme als Normalität sein. Die Grenzen, die uns heute trennen, werden verschoben, durchlässig gemacht oder ganz verschwinden – geografisch, wirtschaftlich, sozial. Migration, so scheint es mir, ist nicht nur eine Bewegung von A nach B, sondern eine permanente Beschaffenheit, ein Wechsel zwischen Identitäten, ein Leben im „Dazwischen“. Dennoch bleiben Mauern und Zäune, physische wie ideologische, als Symbole von Trennung real. Diese Grenzen wirken hartnäckiger als die natürlichen Hindernisse der Welt – sie sind nicht von der Geografie vorgegeben, sondern vom Menschen geschaffen.

Was mir als 11-jähriges Kind wie ein rein persönliches Schicksal vorkam, wird so Teil eines größeren Narrativs: jenes von Teilung und Wiedervereinigung, von Verlust und Suche, von Hier und Drüben. Dieses Narrativ verbindet nicht nur Nationen und Generationen, sondern auch die Frage, wie (wir als) Gesellschaft(en) mit Nähe und Distanz umgehen möchte(n)/wollen.

Gras, Gehweg, Gras

Lotti Spieler

An der Gedenkstätte ragen große Stäbe aus dem Grünstreifen. Sie trennen Rasen von Bürgersteig, Bürgersteig von Rasen. Die Kinder spielen Slalom. An manchen Stellen sind die Zwischenräume der Stäbe groß genug, um mit dem Roller durch sie hindurchzutaumeln, an anderen sind sie so dünn, dass nur die windigen Kinder durch die Lücken passen. Die Stäbe gehen den Kindern weit über die Köpfe. Man kann an ihnen nicht hochklettern, sie sind rostig und unhandlich, am besten sollte man sie gar nicht berühren. Die Stäbe ziehen sich überall durch die Stadt. An einigen Orten sind sie haptisch, meistens aber lauern sie im Kopf, von wo sie sich raus und durch den Boden bohren, eine Furche hinterlassen. In Richtung Nordbahnhof klebt an den Stäben Stein, den sich die Tourist*innen gerne mitnehmen. Die Kinder haben gelernt, dass es stussig ist, sich etwas vom Klebstein abzumachen. Verboten ist es sowieso.

Nora macht den Kindern Eierkuchen. „PFANNKUCHEN“, schreit einer der Jungen. „Eierkuchen“, sagt Nora. „Pfannkuchen nur zu Fasching“. Die Eierkuchen haben kleine Schnitte Würstchen in den Teig gestreut. Die Kinder dürfen sich aussuchen, ob sie mit oder ohne Käse wollen. „LÖCHER“, schreit das Mädchen. „Also Käse“, sagt Nora. „NEIN, NUR LÖCHER“, schreit das Mädchen. Nora sagt nichts. „LÖCHER, LÖCHER“, schreit das Mädchen. Die Jungen bekommen einen Eierkuchen ohne Käse und zwei mit. Das Mädchen bekommt einen Eierkuchen mit Würstchen. Es heult, weil es Käse wollte. Nora atmet sehr laut aus. Die unbequemen Erziehungsmaßnahmen fallen nicht in ihren Aufgabenbereich. Das Mädchen denkt: Nora ist ein Würstchen. Wenn man das Würstchen zerschneidet, entsteht die Familie. Wir sind Noras Stücke, eingeleibt in den Eierkuchenteig.

Die Kinder werden älter, Nora wird alt. Es ist nicht ganz klar, wie das passiert ist, aber sobald die Kinder älter geworden sind, ist Nora plötzlich alt. Mit dem Alter werden die Ausflüge in Noras frühere Heimatstadt seltener. Sie richtet sich in einer kleineren Stadt ein, nicht weit von der Großen. Nicht weit von den Kindern. Man kann sich in anderthalb Stunden mit der S-Bahn erreichen. Die kleinere Stadt hat einen mittelalterlichen Stadtkern, um den herum sich der Wall zieht. Viele aufeinander gemörtelte Steinklumpen. Es kommt so, dass Nora, Nora, die ein Leben lang in Mauernähe gewohnt hat, und jetzt, wo alles schon vorüber, mag es durch einen Zufall sein, oder der Gewohnheit zu verschulden, es kommt so, dass Nora wieder an einer Wand lebt. Wenn die älteren Kinder zu Besuch kommen, gibt es keine Eierkuchen mehr, es gibt Fisch. Das ältere Mädchen isst keinen Fisch. Prinzipiell. Geschmack, Ethik, schreckliche Grundschleppnetz-Dokus, so etwas eben. Nora tut, als könne sie sich das nicht merken, gibt dem älteren Mädchen ganz selbstverständlich Dorsch, Barsch, Fischstäbchen auf den Teller. Die liegen dann da und glotzen tot hoch. Das ältere Mädchen trinkt Milch für Nora, isst Eier für Nora, ja, sogar Reibekäse auf die Spaghetti, bei Fisch aber ist die Grenze. Es könnte ein Kompromiss sein, würde Nora mitmachen, stattdessen geht Nora auf in der Kränkung. Das ältere Mädchen hat den Fisch zu essen, es geht hierbei um Noras Gebärecht. Sie hat das ältere Mädchen implizit geboren. Über einen Umweg hinweg. Hat ein anderes Kind gezeugt, das wiederum das ältere Mädchen auf die Welt brachte. Der Besitzanspruch liegt im ausgelagerten Zur-Welt-Bringen. So ist das.

Das ältere Mädchen küsst an den Stäben, liebt, trauert, küsst erneut. Es versucht sich am Skateboardfahren an den Stäben und scheitert. Es kauft einer Freundin die hellblauen Rollschuhe ab, an den Stäben. Die Rollschuhe haben weiße Sterne auf den Knöcheln. Sie sind unbequem, haben eine schlechte Qualität. Das ältere Mädchen lernt langsam, die Rollschuhe aber bleiben. An den Stäben feiert das ältere Mädchen mit Freund*innen Silvester, das erste Mal ohne Erwachse-

ne. Vom Balkon aus, auf dem es steht, sehen die Stäbe ganz klein aus. Wie die Stecknadeln in Noras Nähkissen pieksen sie rein, in das neue Jahr.

Die etwas erwachsenen Kinder fangen an, Fragen zu stellen. Sie interessieren sich für die drei Buchstaben. Nora erzählt von ihnen. Nie viel. Klingt immer ein bisschen wie ein Witz. Oder eine Märchenlandschaft – unecht. Eine Art Kapitel, das eher zur Schmückung der Tischgespräche dient, aber so richtig, also ich bitte dich, so richtig, richtig, so ernsthaft eben, nie stattgefunden hat. Mit kleinen Ausbrechern ab und zu. Wenn die Kinder lachen und schreien: „Jaja, Nora, früher war alles besser. HAHAHAAAA“, sagt Nora: „Es war früher nicht besser, es war anders“ und stochert für einen kurzen Moment im Fisch rum, fängt sich schnell, gibt sich nicht oft und viel weniger gern die Blöße. „Weißt du, Nora, ich glaube nicht mal du magst den Fisch. Und wenn auch du, du ihn nicht ausstehen kannst, dann verstehe ich etwas mehr, dass ich wohl doch von dir kommen muss. Dass etwas dran sein könnte, an deinem Besitzanspruch.“ Das etwas erwachsene Mädchen schreit nicht. Das etwas erwachsene Mädchen sagt es ganz leise. Spricht die geheimen Sätze in die geballte Faust und gibt sie sich behutsam in die Hosentasche.

Das Mädchen steht auf dem Rasen. Nora steht auf dem Gehweg. In ihrer Mitte ragen die Stäbe. *Though nothing will drive them away.* Sie tauschen Plätze. Jetzt müsste es doch – Sie tauschen erneut Plätze. Oder jetzt? Tausch. Wenn du einfach – Tausch. Da rüber vielleicht? Tausch. Oder so? Erschöpfung. *And the shame was on the other side.* Das etwas erwachsene Mädchen hört Ton-Steine-Scherben. Das etwas erwachsene Mädchen hängt in altlinken Szenekneipen. Das etwas erwachsene Mädchen geht auf Demos, weil es ja so gut schreien kann. Es liest Brasch und guckt nen Haufen Dokus, versucht, die Lücken selbst zu kitten. Mit Teenie-Kram halt. „Und was hast du am neunten November gemacht?“ „Im Fernsehen geschaut.“ „Wie im Fernsehen geschaut? Wolltest du nicht rüber?“ „Na doch, sicher war man neugierig, aber es war eben auch albern, zur Born-

holmer zu rennen und Bananen zu empfangen. Ich hätte vieles gebrauchen können, aber doch keine Bananen.“

Manchmal bleibt das etwas erwachsene Mädchen an den Stäben stehen. Im Vorbeilaufen, muss stocken. Bleibt stehen. Guckt hin, als wäre da etwas gewesen. Als hätte es zu spät geschaut. Aus dem Augenwinkel etwas mitbekommen. Steht dann da und wartet. Steht da und wartet, aber kommt nichts. Kommt nie etwas. Steht da und wartet, so lang, bis sich beim Augenschließen das Negativ der Stäbe in die Lieder gebrannt hat. Weiße Parallelen auf hellgrauem Untergrund. Dahinter schwarz. Auch dort nichts Neues. Nur alles verkehrt. Wsten. Oesten. Wauer. Mende.

Das etwas erwachsene Mädchen schreit: „MEHR, MEHR! ERZÄHL MIR MEHR!“ Nora erzählt: „Gestrickt, gekocht, gearbeitet, erzogen.“ „POLITISCH, POLITISCH!“, schreit das etwas erwachsene Mädchen. Nora sagt: „Gestrickt, gekocht, gearbeitet, erzogen, für anderes gab's keine Zeit.“ „POLITISCH, POLITISCH, ABER HAST DU DENN NIE ETWAS POLITISCHES GEMACHT?“, schreit das etwas erwachsene Mädchen. „Na hör mal!“, sagt Nora und geht. „Ich weiß es schon, Nora, du hast mich im Bauch getragen, aber die Geburt, die Geburt, die hast du ausgelagert“, gibt sich das etwas erwachsene Mädchen in die Faust, in die Hosentasche. Dann den unangetasteten Fisch in den Kühlschrank.

Das etwas erwachsene Mädchen läuft die Stäbe entlang, zur S-Bahn, die zu Nora fährt. Es versucht sich am Slalom. Gras, Gras, Stein, Gras, Gras, Stein. Stein, Stein, Gras, Stein, Stein, Gras. Das etwas erwachsene Mädchen ist nervös. Es passt nicht durch die Stäbe, hat nie gepasst, war kein windiges Kind. Nora als junge Frau. Nora als eine Freundin. Nora etwas erwachsen. Absurd. Unmöglich. Stock. Stab. Stock. Stab. Stab. Stab. Stock. Die Geschichte hat sich ja schon und vielleicht tut sie das immer – Stock – die Zeit des Schweigens über, – Stock – im Kopf so sehr festgeschrieben, dass alles und auch wirklich alles, – Stab – das nicht in diese ausgedachten,

ja ausgedachten zwar, aber trotzdem gesetzten, – Stock – Narrative passt, dass alles, was dort nicht reinpasst, dass man das nicht – Stab – mehr annehmen kann, – Stock – dass das also bedeutet, wenn jemand erzählt – Stock – und es nicht so tut, – Stab – wie man sich das im Vorherein vorgestellt hat, – Stock – dann sträubt sich alles, – Stab – die Sehnen überspannen, man will sich die Ohren zuhalten – Stab – und kreischen, weil sich das ganze Bild verschiebt, – Stock – dass einem die Wahrheit also und nichts als die Wahrheit, – Stab – nicht mehr ausreicht, – Stock – weil sie einem nicht gefällt, – Stab – nicht Story genug ist. Stab. Stab. Stock. Nicht Story genug ist. Das etwas erwachsene Mädchen summt: So ein Tag so wunderschön wie heute, so ein Tag, der dürfte nie vergehn.

häßlig (magazin (für handyfotografie usw.))

Impressum

vika e.V.

Klosterstr. 10

06108 Halle

Kontakt:

www.haesslig-magazin.de

info@haesslig-magazin.de

[@haesslig.magazin](#)

© 2025

Alle Rechte liegen bei den Autor*innen